



und immer behalten die Quellen das Wort.

Christdeutsche Stimmen

Nr. 11

1. Juni * Brachmond * 1923

3. Jahrgang

Frühlingslied.

Wieder schreitet er den braunen Pfad
Von den stürmeflaren Bergen nieder;
Wieder quellen, wo der Schöne naht,
Liebe Blumen auf und Vogellieder.

Wieder auch verführt er mir den Sinn
Daß in dieser zarterblühten Reine
Mir die Erde, deren Gast ich bin,
Heimatland und holdes Eigen scheine.

Hermann Hesse.

Vaterland, Staat und Politik.

Von Ingrid Kamlaß.

(Schluß.)

Abgesehen von der Notwendigkeit des Staates, haben wir in der Geschichte irgend ein Volk, das ohne Staat gelebt hätte? Nein. Staatsbewußtsein ist viel älter als die Schrift, mit der doch erst unsere historische Erinnerung anfängt. Daher sagt Aristoteles auch einfach, der Mensch sei ein staatenbildendes Wesen, und wer ohne Staat leben wollte, müsse ein Gott oder Tier sein, also höher oder tiefer als der Mensch stehen. Wir könnten ja vielleicht mal versuchen, ohne Staat zu leben, das wäre aber ein Versuch, der ganz unberechenbar ist, und dazu sollten 60 bis 70 Millionen Menschen doch zu schade sein. Die Griechen hatten eine sehr hohe Staatsauffassung, es gab für sie eben nur nationale Kunst, Wissenschaft und Religion. Töricht ist es, sich über die bestmögliche Staatsform zu streiten, denn es gibt keine Staatsform an sich, an der man theoretische Studien machen könnte. Es gibt drei große Hauptformen mit unzähligen und höchst eigenartigen Unterformen. Diese drei sind: Theokratie, Monarchie und Republik. Die Theokratie leitet ihre Einrichtungen von direkten göttlichen Offenbarungen her. Auf europäischem Boden ist dies Gewächs nicht oft gewachsen. Demgegenüber bekennet sich die Monarchie zu dem weltlichen Wesen des Staates wie die Republik, trennt sich aber auch von dieser dadurch, daß die Herrschaft auf eigenem und nicht vom Volk übertragenem Recht beruht. Das bedeutet heute das viel umfrittene Wort „von Gottes Gnaden.“ Den früheren etwas geheimnisvollen Inhalt dieser Redewendung hat Bismarck endgültig be-

reichte, und diese Erkenntnis ist schon so mit uns verwachsen, daß wir gar nicht mehr daran zweifeln können. Juristisch ist das natürlich nicht, vor Gericht würde Bismarck verurteilt sein, und es ist kein Zufall, daß in der Weisenspartei außer der Landbevölkerung zumeist Juristen und Pastoren sitzen. Daß historisches Recht etwas anderes als juristisches Recht ist, begreifen keine Doktrinare. Ueberhaupt müssen wir uns von doktrinären Behauptungen und Schlagwörtern frei machen. Wir waren mit unserer Selbstverwaltung viel demokratischer als das despotische Frankreich. Auch Griechenland war eigentlich keine Demokratie, da die Sklaven vollständig rechtlos waren, und Mary hätte sicher die Sklaven das „arbeitende Proletariat“ und alle freien Griechen Aristokraten genannt. Auch hier müssen wir in vielem umlernen, müssen um so mehr umlernen, da wir berufen sind, Träger eines ganz neuen Staatswillens zu sein. Etwas neues will werden, und daß wir das erkennen und danach handeln, das nenne ich politisch sein. Politik heißt zu deutsch Staatskunst und ein Staatsmann ist nach Bismarcks Wort der, der das Schreiten Gottes in der Geschichte höre und im rechten Augenblick vorspringen und den Zipfel seines Mantels ergreifen könne. Gerade der Politik stehen wir Jungen am allermittraulichsten gegenüber. Uns juckt noch immer der Saß in den Ohren: Politik verdirbt den Charakter. Der diesen Saß geprägt hat, wußte entweder nicht, was Politik oder was Charakter ist. Oder behauptet jemand, irgend eine Kunst verdirbe den Charakter? Politik ist Kunst im höchsten Sinne, denn aus allerundankbarstem Material soll ein harmonisches Staatsgebäude erbaut wer-

„fromme Besitz“, der kein Besitz ist. So kann Karl Barth den Vorwurf nicht unterdrücken, daß aus der gegen ihn unternommenen Verteidigung der „Wissenschaft“ eine Verteidigung des „christlichen Besitzes“ wird, die nicht im Wesen der Sache liegt.

Um einem besonderen Punkte wird das ursprüngliche Thema noch einmal besonders deutlich, nämlich in Bezug auf die Person Christi und ihre Erkenntnis. Nach der Theologie, die Adolf Harnack vertritt, kann eine „zuverlässige und gemeinschaftliche Erkenntnis“ der Person Christi nicht anders gewonnen werden als durch kritisch-geschichtliches Studium. Nur so schütze man sich gegen einen erträumten Christus. Für Karl Barth ist die Zuverlässigkeit und Gemeinschaftlichkeit der Erkenntnis Christi nur im Glauben zu gewinnen. Das historisch-kritische Studium führt bestenfalls zu dem radikalen Ergebnis, daß wir Christus nach dem Fleische nicht kennen (2. Kor. 5, 16). Auf die Frage, ob denn der geschichtliche Christus für die Erweckung des Glaubens ganz ausfalle, gibt Barth die Antwort: Mittelpunkt des Evangeliums ist nicht der „geschichtliche“, auch nicht ein „erträumter“, sondern der „auferstandene Christus“. Die geschichtliche Wirklichkeit, daß Gott Fleisch ward, kann nicht Gegenstand menschlich-geschichtlicher Erkenntnis werden, sie ist „Offenbarung.“ Jegend ein historisch-erkennbares und feststellbares „schlichtes Evangelium“ kann nicht an die Stelle dieser Offenbarung treten. Die Bibelkritik kann uns zeigen, daß wir es in der Bibel mit „Zeugnissen“ dieser Offenbarung zu tun haben; die Offenbarung selber steht außerhalb dieser Kritik. Die moderne geschichtskritische Theologie versucht mit der Konstruktions eines schlichten Kerns des Evangeliums das Uergernis dieser Offenbarung zu umgehen. Die reformatorische Theologie hat dies Uergernis müßig anerkannt und darauf gebaut. Eine „neue Theologie“

muß in diesem Sinn eine Theologie des Uergernisses sein.

Das Religionsgespräch zwischen Karl Barth und Adolf Harnack hat die beiden Wortführer nicht zusammen-, sondern auseinandergeführt. Wir gewinnen aus diesem Wortgefecht den Eindruck, daß ein Altes auf dem Gebiete der Religionswissenschaft sein Ende findet und eine neue Betrachtung sich anbahnt. Die neue Betrachtung arbeitet noch stark in allgemeinen Erkenntnissen und bedarf noch sehr der Ausarbeitung der Einzelprobleme. In der Grundhaltung, der Stellung zur Offenbarung und zur Wissenschaft, sind aber bereits Ergebnisse herausgestellt, die unserer aufmerksamsten Nachprüfung wert sind. Cordier.

* [Leopold]

Wer sich noch weiter in die hier angeschnittenen Fragen vertiefen will, den darf ich auf die Zeitschrift „Zwischen den Zeiten“*) hinweisen, von der nun auch das 2. Heft vorliegt. (Grundpr. im Abonnement M. 1.20.) Es werden in diesem Hefte die oben nur gestreiften ethischen Fragen behandelt u. zwar von Friedrich Gogarten: „Ethik des Gewissens und Ethik der Gnade“ und von Karl Barth „Das Problem der Ethik in der Gegenwart.“ Endlich bringt dieses zweite Heft einen Aufsatz von Eduard Thurneisen über „Sozialismus und Christentum.“ Von Eduard Thurneisen dürfen wir auch die 2. Auflage seines Heftes „D o s t o j e w s k i“*) (Grundpr. M. 1.30) anzeigen. Wir haben es hier mit den grundlegenden Erkenntnissen zum neuen Verständnis unserer Zeit und des modernen Menschen zu tun, zugleich mit neuer Deutung des Evangeliums für die Gegenwart. Es ist heißumstritten, was uns als neue Erkenntnis hier geboten wird. Umso dringlicher ist es, daß wir uns selbst ein Urteil bilden.

*) Zu beziehen vom Dranien-Verlag.

Unsere Stellung zur Kirche.

(Aussprache.)

Es ist leider die Aussprache über die Kirche und unsere Stellung zu ihr zu einem Abschluß gekommen, dem ich nicht zustimmen kann.

Man ist letzten Endes wieder darauf hinausgekommen, alle sich ergebenden Fragen, alle Zweifel, alle Widersprüche mit dem Mantel der Einheit zu überdecken; alles soll der Glaube heilen und erlösen.

Wo ist aber der Glaube so oftmals; da streiten sich die Theologen von den Kanzeln über Dogmen, über Betsätze, heute spricht der Glaube, morgen der von derselben Kanzel. Und die Kirchenleitung setzt Männer, die mit heißer Liebe und festester Ueberzeugung ihren etwas anders geformten Glauben predigen und vertreten ab, nur weil ihr „rechter Glaube“ gefährdet scheint.

Soll uns dieser Glaube wirklich blind machen gegen die Unvollkommenheiten und „herkömmlichen“ Mängel, wie Erika Gothe meint? Nein, er soll uns die Augen öffnen, die Schäden haarklein zeigen und uns Kraft geben zum Bessermachen.

Wenn Jesus heute wieder käme, würde er gerade so sagen: „Brecht diesen Tempel und am dritten Tage will ich ihn aufrichten.“ Wo ist die Kirche, die man eine Volkskirche nennen kann?

Diese Kirche mit den uniformierten und patentierten oft so engherzigen Stellvertretern Christi auf Erden, hat es nicht verstanden, Volksgut zu werden. Nein, sie lebt in grimmiger Feindschaft mit dem Teil der Bevölkerung unseres Vaterlandes, zu dem Christus kam, der Christus mehr verstand als die Reichen und Gebildeten.

Aber warum spreche ich so? Weil die Kirche eine große Schuld mitträgt an der Entfremdung und vielmehr noch der Gottesferne der modernen männlichen Jugend. Eine Kirche, wo sich allpontäglich alte Lanten erbauen, ist kein Platz für das tatendürstige Jungmännertum.

Warum spricht man immer die Sprache „Canaans“ und nicht die Sprache Christi, der mit der Weltische dreinschlug, als man aus dem Bethaus eine Mördergrube machte, der die unerbittliche Sprache der Bergpredigt redete, der hart sein konnte und den Haß und die Selbstverleugnung bis zum Äußersten predigte, um erst dann mit unendlicher Liebe zu segnen. Die männliche Jugend wird immer am meisten das Männliche im Christentum begehren!

Wenn man mit jungen Männern spricht, so findet man so oft die Abneigung gegen die Kirche, die der Dichter mit den Worten ausdrückt:

Was ist euch die Kirche? Schein,
Düggel, Gesang und Glocken,
Brunk und Glanz euch anzulocken!

Wir jungen Menschen aber brauchen für unseren Gottesdienst etwas anderes.

Hier darf der Grundsatz: *Quia non movere* (laßt alles beim Alten), der mir in gewissem Grade aus Erika Gothes Zeilen herausklingt, nicht gelten. Hier müssen unsere Jugendgottesdienste helfen und uns vorbereiten, dereinst den Vorkämpfern unter den Pfarrern zu helfen und selbst Vorkämpfer zu werden. Froh dem Senze und Leben entgegenjauchzen und mitten darin sich seines Gottes bewußt sein, heißt die Lösung!

Keine neue Kirche schaffen; die braucht immer Bekenntnisse und ersickende Dogmen. Nein, langsam die alten Schemen abbauen und den Gottesdienst zu etwas dauerndem alltäglichem machen, das im Alltag immer der Höhepunkt bleibt, wie bei den ersten Christen! Dann darf es heißen: „Und ich sah keinen Tempel darin (in der Stadt), denn der Herr, der allmächtige Gott, ist ihr Tempel und das Baum.“

Dann wird sich die Zeit erfüllen, von der gesagt ist: „Es kommt die Zeit, daß ihr wieder auf diesem Berge noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten... Aber es kommt die Zeit und ist schon jetzt, daß die

keit, sich des Gegenstandes erkenntnistmäßig zu bemächtigen.

Karl Barth darf zunächst den Vertreter der wissenschaftlichen Theologie beruhigen. Die Wissenschaft ist nicht in Gefahr, von den jüngeren Theologen ausgemerzt zu werden. Auch ihre „Verachtung“ liegt nicht in der Absicht der jüngeren Theologengeneration. Die wissenschaftliche Betrachtungs- und Arbeitsweise soll lediglich auf den Platz geführt werden, der ihr dem Wesen nach geziemt, eine dienende Stellung im Rahmen der theologischen Gesamtaufgabe, nicht die Beherrschung der Gesamtlage. Nicht die Wissenschaft, erklärt Karl Barth, ist imstande, den Inhalt des Evangeliums festzustellen. Dieser vollzieht sich vielmehr durch eine Handlung dieses Inhaltes selber. Das Objekt der theologischen Wissenschaft ist zuvor einmal Subjekt gewesen, das sich selber manifestiert, und muß es immer wieder werden. Die „Wissenschaftlichkeit“ der Theologie wäre ihre Gebundenheit an die Erinnerung, daß ihr Objekt zuvor Subjekt, was mit „Erfahrung“ und „Erlebnis“ an sich gar nichts zu tun hat. Zum Verstehen des Evangeliums sind „innere Aufgeschlossenheit“, „geschichtliches Wissen“ und „kritisches Nachdenken“ lediglich Möglichkeiten; „verstanden“ wird die Bibel aber erst kraft des Geistes, der ihrem Inhalt gleich ist, und das im Glauben. Die Aufgabe der theologischen Wissenschaft deckt sich damit mit der Aufgabe der Predigt: sie hat das Wort des Christus aufzunehmen und weiterzugeben. An der Spitze der Theologie muß darum das „total Unverständliche“ der Offenbarung stehen, das Neue und Einzigartige, das außerhalb aller menschlichen Beziehungen steht, das „unhörbare und ungläubliche, allerdings ärgerniserregende Zeugnis, daß Gott selber etwas gesagt und getan hat.“ Damit wird das „Wort“, die Offenbarung Gottes, zum eigentlichen Inhalt der Theologie wie der Predigt. Die Aufgabe der Theologie wird entleert, wenn die historische Kritik an Stelle des „Wortes“ irgendein durch die Wissenschaft erst gesichertes „schlichtes Evangelium“, dem der Stachel des Ärgerniserregenden, Unfaßbaren, Offenbarungsmäßigen genommen ist, ergründen und darbieten will. Damit verleugnet die Theologie den Mut, Zeuge des Wortes von der Offenbarung, vom Gericht und von der Liebe Gottes zu sein. — Der nichttheologische Leser spürt längst, daß es sich hier nicht allein um die Grundlinien der Theologie, sondern um die Möglichkeit einer vernunftgemäßen Erfassung des Evangeliums handelt, um die Rolle, welche die wissenschaftliche Betrachtung in der Religion spielt.

Un einem sehr wichtigen Punkte spinnst die Ansprache die Fäden weiter, in der Frage nach dem Glauben. Ist die Entstehung des Glaubens ein rein göttlicher Vorgang? Sind Gott und Welt schlechthinige Gegenätze? Ist in der Welt nicht auch eine Erziehung zu Gott hin möglich? Finden auf dem Boden der Kultur nicht auch Gottesausagen statt? Sind der Pantheismus Goethes und der Gottesbegriff Kants lediglich Gegenätze zu den wahrhaftigen Ausagen über Gott, oder sind hier nicht Gegenätze zugleich Stufen und Stufen zugleich Gegenätze? — Diese Fragestellungen Harnacks zwingen Karl Barth zu glatten Antworten. Karl Barth stellt einen unbedingten Gegensatz zwischen unserem Gotteserleben und der Bedeung des Glaubens durch Gott fest. Der Glaube ist Gottes Werk an uns und unterscheidet sich damit von allen menschlichen Organen und Funktionen, allen sog. „Gotteserlebnissen.“ Letztere mögen, sofern sie aus der Entwicklung der Kultur und ihrer Erkenntnis und Moral stammen, neben denen der primitiven Völker ihre Bedeutung und ihren Wert haben. Als „Predigt des Evangeliums“ kommen sie nicht in Betracht. „Wahrhaftige Ausagen über Gott“ werden nur gemacht, wo man sich statt auf irgendeine Höhe der Kultur und Religion vor die Offenbarung und damit unter das Gericht stellt, unter dem alle menschlichen Ausagen über diesen Gegenstand stehen. Zwischen der Wahrheit Gottes und unserer

Wahrheit besteht nur Gegensatz, nur Entweder — Oder. Demut, Sehnsucht und Flehen wird unsererseits das Erste und das Letzte sein. Der Weg von der alten zur neuen Welt ist darum kein Stufenweg, keine Entwicklung in irgend einem Sinn, sondern ein neues Geborenwerden. Glaube und Welt sind Gegenätze, nur überbrückt im Kreuz. Die Frage der Möglichkeit menschlicher Erziehung zu Gott muß mit Johannes 6, 44 beantwortet werden.

Harnack erhebt dagegen den Vorwurf des Marcionismus: das Band zwischen dem Glauben und dem Menschlichen werde damit zerschneiden. Allein Barth kann erwidern, daß das Menschliche wohl bestehen bleibe, aber als das „Relativum, das „Zeugnis“, das „Geschichtnis“. Das historisch-psychologisch Faßbare, das wir an uns und andern als „Glauben“ kennen, ist lediglich Zeugnis, Symptom, jenes Werkes und Wunders Gottes an uns, des Glaubens, der durch „das Wort“ geschaffen und in „das Wort“ vertieft, mit Luther zu reden, unsre Gerechtigkeit vor Gott selbst ist.“ Vom „Zeugnis“ führt kein Weg zur „direkten Mitteilung“ (Kierkegaard). Wogegen sich Barth hier wehrt, ist die Versuchung, ja der Abfall der Theologie, das Relativum in irgend welchen Spitzen und Höhen der Entwicklung als das Absolute selbst anzusehen. Das ist die „titanenhafte“ Ueberhebung der „religiösen Menschen“. Das Absolute wird nur relativ als Werk Gottes, und nur hier vollzieht sich die Berührung von Zeit und Ewigkeit. Es besteht keine Kontinuität zwischen dem Menschlichen und dem Glauben, zwischen der Geschichte und der Offenbarung. Alle menschlichen Stufenwegsbilder haben nur Gleichniswert. Das Gesetz der Entwicklung gilt nicht für einen Uebergang von dieser Welt in die Welt Gottes. Indem Karl Barth mit dem Gesetz der Entwicklung in diesem Sinn bricht, scheint er allerdings den üblichen Psychologismus und Historizismus, ja die ganze Methode der zuletzt herrschenden Theologie zerbrochen zu haben.

Führt tatsächlich keine solche Brücke von der Zeit in die Ewigkeit, dann muß dieser Tatbestand für die religiöse Haltung des Menschen seine allergrößte Bedeutung haben. Sie ist nicht die Haltung des Besitzes, sondern der Erwartung. So sehen wir denn diese Haltung in den weiteren Bereich des Religionsgesprächs gezogen. Nach der Barth'schen Erkenntnis sind wir gerettet „auf Hoffnung“, ist unser Glaube, auf uns gesehen, immer zugleich Unglaube, lebt unser Glaube davon, daß er „Verheißung“ ist. Adolf Harnack sieht in dieser religiösen Haltung „Durchgangspunkte christlicher Erfahrung selbstständig und deren Schrecken veremigt.“ Er sieht Scheidewände zwischen dem Gotteserlebnis und der Wirklichkeit des Guten, Schönen und Wahren; errichtet Scheidewände, die nicht im Wesen des Christentums beruhen. Er beruft sich auf die letzte Erkenntnis von Gott, daß Gott Liebe ist. Sind wir damit nicht in die Sphäre der Liebe, des Friedens und der Freude erhoben? Er verweist auf das „schlichte Evangelium“ und die „faßbaren und trostreichen Parabeln“ Jesu zur Errettung der Seelen. Hier finde sich nichts Paradoxes und Problematisches. Die Berufung Barths auf Paulus und Luther will Harnack nicht gelten lassen. „Können wir uns in ihre Rüstung stecken?“ „Es ist unsre Kraft und unsre Schicksal zugleich, daß wir Paulus und Luther erleben haben. Gegen dieses Schicksal hilft nur das Trostwort...: Ich glaube eine Vergebung der Sünden.“ Damit ist der Standpunkt und die Berufung Barths wohl abgelehnt, aber nicht widerlegt, und Karl Barth beschwert sich wohl mit Recht gegen die „Verdächtigung“ des paulinischen „Gerettet in Hoffnung“ als „Problematisches.“ Ist es nicht ehrlicher, sich mit dem Gleichcharakter und Uebergangscharakter unserer Bewußtseinsvorgänge zu begnügen, als Bewußtseinszustände vorwegzunehmen, die dieser Welt der Zeitlichkeit nicht angehören können und darum fromme Täuschung sind? Nicht die Forderung „gerettet in Hoffnung“ muß zur „Illusion“ führen, wohl aber der vorweggenommene

durch enge Regeln, wohl aber wies er, ohne es zu wollen, bei jedem Zusammentreffen mit zwei, drei Worten die innere Richtung. Einer seiner jüngeren Mitarbeiter schrieb nach Vaters Tode: „Wodurch hat er uns von Grund aus gewonnen und zur Buße geführt? Eigentlich nur dadurch, daß er uns Liebe erwies, wenn wir gar nicht darauf rechneten. Ich habe so manches Mal gewünscht, er möchte mir doch einmal gründlich die Wahrheit sagen. Aber er hat es nie getan etwa in dem Sinne, daß er mir gesagt hätte: „Du bist doch eigentlich recht hoffärtig.“ Nein, er war stets unbeschreiblich freundlich gegen uns. Dann schämte man sich und fing an, innerlich zu weinen.“

Wie fand Bodelschwingh auch die rechte Art, allershand Nöten und Kümmernissen anderer zu begegnen: Wie brach dann seine Zartheit und Sorglosigkeit durch! „Für sorgenvolle, traurige Angehörte, die in sein Haus kamen oder ihm unterwegs begegneten, hatte er immer das Auge der zartesten Liebe. Dann konnte seine Stimme den Klang annehmen, mit dem die Mutter ihrem verzagten Kinde seine Last, sein Geheimnis entlockt. „Hast du einen Kummer? Darfst ihn mir wohl sagen; — vielleicht nur ein Kümmerchen? ein ganz kleines Kümmerchen? Ich sage es auch niemand.“ Manchmal wurde schon allein über solchem Klang der Kummer zum Kümmerchen, das Kümmerchen zum kleinen Kümmerchen und verschwand wie der Nebel im Schein dieser sonnenhaften Liebe.“ Was muß das allein schon bedeutet haben, bei einem so sehr beschäftigten Menschen ganze Aufmerksamkeit zu finden, sein Hasten oder zerstreutes Hinhören. Mit ganzem Herzen war er bei allem. So konnte er alle Lasten abschütteln und mit seinen Jüngern herumtollen oder im Kinderheim Kreisspiele mitmachen und sich dabei von der kleinen Bande an den Rockschößen fassen lassen. „Wenn ein armer Kranker in die Stube kam, dann konnte er sich von allem, was ihn beschäftigte, losreißen, so daß der Kranke spürte, hier ist nun wirklich einer, der sich meiner Sache ungeteilt annimmt, hier ist mein nächster Freund, mein hingebendster Berater, dem mein Anliegen gerade so wie mir selbst die eine große Hauptsache ist, um die sich alles dreht.“

Bei allen Maßnahmen durfte und sollte nach Möglichkeit das Selbst des andern mit seiner besonderen Art und Anlage zu seinem Recht kommen. Darum hieß es bei aller Sparsamkeit doch nicht: Sparsamkeit um jeden Preis! Mancher Bau wäre wohl einfacher ausgefallen, wenn er sich hätte seiner annehmen können. Aber er hatte Geduld und Einsicht, wenn er bei einem Baumeister merkte, Freude und Schönheit und Frieden sind gefährdet durch den zu engen Zwang der Sparsamkeit. Dann ließ er ihn sorglos gewähren, gewiß, auch so gedient zu haben.

Adolf Harnack und Karl Barth.

(Ein Schriftentwessel.)

In der „Christlichen Welt“ erscheinen seit Januar bedeutende Auseinandersetzungen zwischen dem bekannten Führer der herrschenden Theologie und dem Wortführer eines neuen theologischen Denkens. Es ist für diese Auseinandersetzungen keine wissenschaftliche Zeitschrift gewählt, sondern das Blatt religionswissenschaftlich interessierter Laienchristen, die sich um einen Kreis freier gerichteter Theologen geschart haben. Aber weit über den Leserkreis der „Christlichen Welt“ hinaus darf dieser Schriftentwessel auf innerste Anteilnahme rechnen. Da der Zuhörerkreis dieses Religionsgesprächs also nicht als rein theologischer gedacht ist, im Gegenteil, beide Partner sehr stark den nicht-theologischen Zuschauer im Auge behalten, sei auch hier auf dieses Religionsgespräch hingewiesen. Die in Frage stehenden religiösen Probleme haben ja auch weite Kreise unserer Leserschaft bewegt.

Dienende Liebe in jeder Weise, den eigenen Kindern gegenüber, in der Seelsorge, in der Kritik, beim Heranbilden der Mitarbeiter. Demütige Liebe, dahinein mündet alles. Liebe, aus Ewigkeitskraft gespeist. Da konnte es nicht ausbleiben, daß unter der Glut dieser Liebe die Gottesstimme wach wurde in ausgedörrten und erstarrten Herzen. Durch seine Leuchtkraft kamen viele zum erstenmal unter den Strahl der göttlichen Liebe und von da in wachsender Erkenntnis tief und bewußt in die Gottgemeinschaft.

Die selbstlose Liebe Vater Bodelschwinghs, die bei allem das Heil des andern wollte, kommt auch sehr fein zum Ausdruck in der Art und Gesinnung, wie er immer wieder um die Aufbringung der Geldmittel für seine Anstalten bat. Nicht das Geld war ihm die Hauptsache, sondern die Liebe, die in dem Herzen des Gebers entfacht wurde. Er wußte, daß dann das Geben nicht ausbleiben konnte. Und tatsächlich ist gerade von einem ganzen Heer der zaghaften und sich nichts zutrauenden Unbemittelten ein Strom von Segen für die Bodelschwinghschen Anstalten ausgegangen. „Ich suche nicht das Gute, sondern Euch“, das drang durch alle seine Bitten hindurch. Und wie taten sie unbeschreiblich wohl! Hier wurde das innerste Herz bewegt. Hier wurde der Mensch nicht immer wieder erinnert an sein armes Geld, sondern befreit von seinem Gelde, emporgehoben über sein Geld, zur eigenen Mitarbeit berufen mit allem, was er war und hatte. Diesen persönlichen Klang hatten alle seine Berichte. Man fühlte ihnen ab: sie sind nicht mit der Absicht geschrieben, Geld herauszuschlagen. Sie gingen tiefer als ins Portemonnaie, sie drangen ins Gemüt, ins Gewissen, in die Welt der Gedanken und des Willens, in das Innerste der Person. Und immer waren sie so geschrieben, daß sie auch der Geringste verstehen konnte.“ „Er durfte bitten, weil er danken konnte. Und auch beim Danken dankte er immer für die Liebe, nie bloß für das Geld. Den Geber meinte er, nicht nur seine Gabe. Ganz unabsehbar ist die Fülle der Briefe, die er bittend und dankend schrieb und die doch immer wieder einen neuen Klang hatten, weil ihm Bitten und Danken nie zum Geschäft wurde, sondern zur täglich neuen Freude, die Gott ihm schenkte.“

Die Bedeutung Bodelschwinghs reicht weit hinaus über sein Werk. Er ist ein Zeuge für die Möglichkeit der Entfaltung göttlichen Wesens in dieser Welt. Bei ihm sehen wir den großen Rhythmus des Nehmens und Gebens, des Einatmens und Ausströmens. Und wie er seinen und anderer Blick gern wandte auf die Wolke der Zeugen, so ist er selbst nun in ihre Reihe hineingehoben, in die Gruppe derer, für die Dossojewskis Wort gilt: „Die demütige Liebe ist eine furchtbare Kraft; sie ist die allergrößte Kraft und ihresgleichen gibt es nicht.“

Adolf Harnack betitelt das Schriftstück, welches die Auseinandersetzungen eröffnet, „15 Fragen an die Verächter der wissenschaftlichen Theologie unter den Theologen.“ Er sieht durch die Betrachtungsweise eines Zweiges der jüngeren Theologie die theologische Wissenschaft in Gefahr, er befürchtet eine Auslieferung der Religion an die subjektivistische Zunft der Erweckungsprediger. „Geschichtliches Wissen“ und „kritisches Nachdenken“ seien nötig, um Inhalt und Sinn der Bibel, bezw. des Evangeliums festzustellen. Die Religion der Bibel, bezw. die Offenbarungen in der Bibel seien nicht etwas so Einstimmiges, etwas so Eindeutiges und Klares, daß man die Feststellung ihres Inhaltes der Erfahrung und dem Erlebnis des Einzelnen überlassen könne. Die kritische Arbeit der Wissenschaft — und hier stehe die Theologie in Blutsverwandtschaft mit der Wissenschaft überhaupt — sei die einzige Möglich-